

Insel Verlag

Leseprobe



Seitz, Erwin

Die Verfeinerung der Deutschen

Eine andere Kulturgeschichte
Mit 68 Schwarzweiß- und 32 Farbbildern

© Insel Verlag
978-3-458-17505-6



ERWIN SEITZ

*D*IE VERFEINERUNG
DER DEUTSCHEN

Eine andere Kulturgeschichte

Insel Verlag

© Insel Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz und Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

Erste Auflage 2011

ISBN 978-3-458-17505-6

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

INHALT

An den Leser	I
------------------------	---

I EINLEITUNG

Eine Sache der Verfeinerung	11
Zweierlei Mythen der Deutschen: Autorität und Freiheit	17
Bürgerlicher Lebenskünstler	22

II DORF ODER STADT

Die Sehnsucht nach der Metropole: Heinrich Heine als Visionär	38
Martin Luther im Sog der »Germania« des Tacitus	54
Die urbane Germania: Piccolomini statt Tacitus	82

III DER UNVERFÄLSCHTE GESCHMACK

Rauchbier in Bamberg	86
Wahrheit der Archäologen: Lebensmittel im goldenen Glanz	93
Essen im großen Stil: Fürstensitze der Kelten	103

IV DER AUSGEWÄHLTE GESCHMACK

Wein an der Mosel	110
Die römische Stadt: Trier oder Gedanken von Cicero	116
Antiker Humanismus: Städte, Lebensart, Feinschmeckerei	123

V FRÄNKISCHE ERNEUERUNG

Frühes Christentum: Nächstenliebe, Enthaltensamkeit, Ewigkeit	138
Bündnis zwischen dem Krieger und dem Geistlichen	144
Bonifatius als Wegbereiter des Städtischen	146

VI ANFÄNGE DER DEUTSCHEN

Karl der Große: Fürst und Lehemann	160
Ludwig der Deutsche: Sympathie für das Ostfränkische Reich . .	185
Meister der Zeremonie: Otto der Große und Bruno von Köln . .	209

VII DER ZIVILISIERTE KRIEGER

Vom Krieger zum Ritter: Heinrich III. und Heinrich IV.	240
Magier der Pfalzen: Friedrich Barbarossa	263
Wolfram von Eschenbach, jene Frau und ein Festmahl auf der Wartburg	284

VIII DER ABENTEUERLICHE BÜRGER

Vom Ritter zum Bürger: die Handelsherren in Nürnberg	322
Ludwig der Bayer, Konrad Groß und das Kochbuch des Michael de Leone	332
Lübeck oder der Hering aus dem Fass	351

IX VERSUCH EINER NEUEN ZEIT

Unentschieden: Maximilian I. und Jakob Fugger der Reiche . . .	367
Der gedeckte Tisch: Katharina Luther in Wittenberg	397
Barocke Kulissen: Jesuiten in München	418

X ESSKUNST VON EUROPÄISCHEM RANG

Die selbständigen Städte: Utopie der Menschlichkeit	448
Ein Bestseller: die »Küchenmeisterei«	471
Epochal: »Ein neues Kochbuch« von Marx Rumpolt	492

XI ZUM VERGNÜGEN: FÜRSTLICHE RESIDENZEN

Martin Opitz: das Glück der Sprache oder die Freiheit in Hamburg	514
Leopold I., die Musik und das Kaffeehaus in Wien	552
Dresden: der Genuss des Lebens	576

XII ENDE DES FESTES: DIE PREUSSEN

Der Vater: Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I.	585
Die Tochter: Wilhelmine von Bayreuth	602
Der Sohn: Friedrich II. oder der Alte Fritz	612

XIII AUF HALBEM WEGE

Caroline in Weimar	623
Spielmacher und Gastgeber: Otto von Bismarck	655
Reaktion und Avantgarde im kaiserlichen Berlin	684

XIV BÜRGERLICHE GESELLSCHAFT

Der Weg über die Paulskirche	695
Neue Sachlichkeit oder böser Zauber	704
Berlin-Mitte	720
Anmerkungen	755
Bildnachweise	787
Register	
Personen	791
Kulinarische Waren und Gerichte	808
Adressen der Lokale, Läden und Lebensmittelerzeuger	820

An den Leser

Es ist ein alter Traum der Menschen, vom Schweren zum Leichten zu gelangen. Es gibt dafür im Wesentlichen zwei Mittel: die Sitten – und die Künste. Das Rohe und Grobe wird bearbeitet, um Geschmeidiges hervorzubringen, Geselligkeit und Sinnenfreude. Ein nettes, liebenswürdiges Zusammenleben wird ebenso zum Genuss wie ein gutes, delikates Essen oder ein weiches Bett, wie Mode, Oper und Kino. Ein solcherart verfeinertes Vergnügen schenkt Glück, vielleicht kein dauerndes, aber eines, das immer wiederkehrt.

Auf den ersten Blick scheint die deutsche Geschichte ganz anderes zu bieten. Überblickswerke der eigenen Vergangenheit zeigen gern die schwer gerüstete Germania mit Helm, Schild und Schwert; man sieht Könige und Fürsten in Kettenhemd und Uniform; die Deutschen erscheinen als Untertanen, nicht als Bürger; es herrschen Wahn und Geniekult. Gerade die Vertreter des Tragischen und Heroischen erfanden schon früh den Begriff der deutschen Misere, um für ihre autoritäre Schicksalsgläubigkeit freie Bahn zu haben. Die nationale Vergangenheit gipfelte anscheinend logisch in den Katastrophen des 20. Jahrhunderts. Solche Bilder sind nicht falsch, aber einseitig und langsam ermüdend.

Es ist an der Zeit, die deutsche Geschichte zu entzerren – nicht um die jüngeren Geschehnisse zu vergessen, sondern um neue Wege zu finden, die zur Seite des Leichten führen. Ich nahm mir vor, so weit wie möglich mit originalen Texten und Quellen zu arbeiten, um eine ungewohnte, verborgene Ordnung der deutschen Geschichte zu entdecken, eine innere Linie: Leute und Personen, die hierzulande das gute Leben beförderten – und war überrascht, dass man tatsächlich eine andere Kulturgeschichte schreiben kann, eine, die auf das Menschlich-Bürgerliche zielt: die Verfeinerung der Deutschen. Diese Formel fußt auf den Erkenntnissen dieses Buches; zugleich versteht sie sich als Utopie: als Befund und Wunsch in einem.

Es werden eingangs Leitbegriffe, Themen und Probleme der deutschen Geschichte und Verfeinerung vorgeführt, bevor die Darstellung

in eine chronologische Erzählweise übergeht. Das Buch überbrückt einen erheblichen historischen Zeitraum. Es greift zurück bis zum Ende der Eiszeit um 9500 v. Chr., als sich die heutige Flora und Fauna nördlich der Alpen bildeten. Man erfährt, was es einst in unseren Breiten zu essen und zu trinken gab, bevor die Landwirtschaft um 5500 v. Chr. einsetzte. Nach und nach entstehen Dörfer und Städte, neue Sitten und Künste, die ganz andere Lebensweisen und Genüsse mit sich bringen. Jahrhundert um Jahrhundert schreitet die chronologische Darstellung voran, ohne immer strikt in der Vergangenheit zu bleiben. Gelegentlich werden Geschichte und Gegenwart ineinander gespiegelt, weil das Buch auch über das zeitgenössische Deutschland etwas aussagen will.

Es bot sich an, allgemeine philosophische Betrachtungen über die Urbedürfnisse und Sehnsüchte der Menschen anzustellen, über das, was zum schönen Leben gehört: Essen und Trinken, Liebe und Liebelei, Freundschaft und Geselligkeit, Kleidung und Wohnen, Kunst und Literatur, Unternehmungslust und Reisen. Nichts sollte für sich stehen, sondern das eine ins andere übergehen, um zur Lebenskunst zu werden.

Es ist regelrecht bewundernswert, wie beharrlich die Deutschen daran gearbeitet haben, an das antike Erbe der Griechen und Römer anzuknüpfen: an die Lebensform der Stadt und des Bürgers. Bruno von Köln, der Bruder Ottos des Großen, schuf schon um 960 die Grundlagen für ein Wirtschaftsbürgertum. Wolfram von Eschenbach stellte eine feinere Lebensweise vor, das Kavalierartige, Damenhafte, worin sich nicht nur Aristokraten wiederfinden konnten. Seit dem hohen Mittelalter entstanden reihenweise liberale Stadtrepubliken – und ein Martin Opitz wurde nach 1617 zur Leitfigur für ein aufkommendes Bildungsbürgertum. Obwohl zwischendurch die Reformation oder der Militärstaat der Preußen bremsend auf die urbane Lebensform und den mündigen Bürger einwirkten, konnten sich diese puritanisch-autoritären Kräfte nie voll durchsetzen. Schon Katharina Luther nahm sich das Motto zu Herzen: Vermehre deine Interessen!

Erwin Seitz, Berlin im Juni 2011

I EINLEITUNG

Eine Sache der Verfeinerung

Als im Februar 2009 die deutsche Ausgabe der Zeitschrift ›Vanity Fair‹ nach nur kurzem Bestehen gegen die Wand fuhr, lachten sich Medienexperten ins Fäustchen. Man hätte es ja gleich wissen können, so der Tenor, dass Deutschland kein glamouröses Land sei, um ein solches Magazin mit guten Geschichten zu nähren. Lediglich vereinzelte Stimmen meinten: Das sei nicht fair; es käme vielleicht nur darauf an, den Glamour besser zu erkennen.

Es scheint ein alter Hut zu sein, dass es bei den Deutschen mit guter Lebensart hapert. Das Geschmeidige, das Leichte und Lässige, die feine Durchdringung der Dinge, der Sinn für das Delikate: all das wird den Deutschen nicht unbedingt nachgesagt. Man zollt ihnen eher Respekt für eine gewisse praktische Ader: für Wirtschaftlichkeit, Genauigkeit, Ordnungsliebe. Schon Goethe, der in solchen Sachen immer etwas Treffendes wusste, legte Aurelie in »Wilhelm Meisters Lehrjahre« die Worte in den Mund: »Es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden, daß alles über ihnen schwer wird.«¹

Gemach, gemach! Bereits früher waren ausländische Besucher hin und wieder verdutzt, dass es in Deutschland doch nicht so steif zugging. Petrarca konnte es bei seinem Besuch in Köln im Jahr 1333 kaum fassen, dass ihm so viele angenehme und schöne Dinge begegneten: »Erstaunlich für eine Stadt der Barbaren, welche Kultiviertheit, welches städtisches Gepräge, welcher Ernst der Männer, welches gepflegtes Äußere der Frauen.« Kurz danach kam er bei der Beobachtung einer langen Prozession aus dem Staunen nicht mehr heraus: »Denn das ganze Ufer bedeckte ein herrlicher und überaus großer Zug von Frauen. Ich wurde ganz still: Gute Götter, welche eine Schönheit der Gestalt, welche eine Vollkommenheit der Haltung!«²

Der Poet, der mit den Vorurteilen antiker Autoren gegenüber den Bewohnern nördlich der Alpen vertraut war, hatte anderes erwartet: Wildheit, Streitlust, Grausamkeit, Unmäßigkeit im Essen und Trinken, Plumpheit, Tölpelhaftigkeit. Nun so etwas! Seine eigenen, unvermuteten Eindrücke ließen sich kaum veröffentlichen. Petrarca schickte die Lobesworte über Köln zunächst an seinen Freund und Gönner, Kardinal Giovanni Colonna in Avignon, nahm sie aber dann nicht in seine »Epistulae metricae« auf, weil ein solcher Hymnus auf eine deutsche Stadt nicht in das Weltbild eines italienischen Frühhumanisten passte. Er spickte sein Werk mit den gewohnten Wendungen über Deutschland: Es sei dort öd und frostig, es gäbe keine erlesenen Weine und nur selten etwas Wohlschmeckendes zu essen.

Die Deutschen glauben zuweilen selbst daran, dass andere Nationen, wie die Italiener oder die Franzosen, von Natur aus bessere Voraussetzungen für das gute Leben hätten oder mehr davon verstünden als sie, ganz so, als sei es ein unabänderliches Schicksal oder Deutschland eigentlich kein schön gelegenes, von der Sonne verwöhntes Land. Immer wieder wurden hierzulande Stimmen laut, dass man sich die feinen Dinge des Lebens aus dem Kopf schlagen solle und sich stattdessen harter Arbeit, biederer Häuslichkeit hingeben möge. Ja, das Publikum genoss es insgeheim, wenn jemand in aufgeregtem, unheilvollem Ton die Zustände im eigenen Land anprangerte, Kritik am Luxus übte und strengere Sitten forderte, um sich Wunder was davon zu versprechen, wie weiland Martin Luther – statt wie Erasmus von Rotterdam einen maßvollen, abwägenden Ton anzuschlagen, um den überlegten Umgang mit den Gütern der Zivilisation zu lehren. Es ließe sich eine Litanei der sauertöpfischen Selbstanklage der Deutschen zusammenstellen. Kleinmut und Größenwahn, Selbstzweifel und Überheblichkeit schwankten hierzulande des Öfteren heftig hin und her.³

An sich ist Deutschland geologisch wie topographisch ein reichgliedertes Land. Es hat Anteil an respektablen Bergmassiven, an den Alpen und den Mittelgebirgen, an großen Flüssen, an Rhein, Elbe, Oder und Donau, sogar an Meeren, an der Nord- und an der Ostsee. Es bringt durch ein gemäßigt feuchtes Klima von sich aus viel Grün, Wälder und Wiesen hervor. Nicht wenige Böden sind für die Land-

wirtschaft gar nicht schlecht geeignet, wie fruchtbare Lössschichten und Schwarzerden für das Getreide, steinige Hänge für den Weinbau, fette Marschen für die Viehzucht. Die Menschen haben im Laufe der Jahrhunderte etwas daraus gemacht. Man übernahm kulturelles Know-how von der mediterranen Tradition und erfand in kontinentaler Lage ein paar Dinge neu. Die hiesigen Breiten sind längst mit sehenswerten Städten überzogen: historischen Bauwerken, Kathedralen, Schlössern und Rathäusern, dazu mit modernem Komfort: Museen, Kinos, Gastronomie, Stadien, ebenso mit zeitgemäßen Verkehrswegen, Fahrradwegen, Schienennetz, Autobahnen und Flughäfen.

Nur sollte jetzt vielleicht der Anteil an unversehrter Natur nicht mehr stärker schrumpfen, weil heute neben den Städten auch die unberührte, heimische Landschaft zum Komfort dazugehört. Daniel Kehlmann schildert in seinem Roman »Die Vermessung der Welt« die ebenso schrulligen wie bewundernswerten Züge von zwei bekannten älteren deutschen Forschern und legt einem von beiden, Alexander von Humboldt, die Worte in den Mund: Der Wechsel von Wetter und Jahreszeiten mache die eigentliche Schönheit dieser Breiten aus.⁴

Dem guten Leben stand in Deutschland manchmal weniger der Mangel an natürlicher Mitgift entgegen als vielmehr eine verquere Ideologie. Sonderbare Mythen, die sich gegen den Einfluss der römischen Kultur richteten, beherrschten zeitweise das Feld. Es war regelrecht ein Treppenwitz der Weltgeschichte, dass ausgerechnet das Heilige Römische Reich Deutscher Nation im Zug der Reformation gegen das Römische wettete. Luther ließ die europäische Tradition beiseite und suchte den unmittelbaren Weg zu Gott. Große Teile des Landes wandten sich im 16. Jahrhundert von einer stark verweltlichten römisch-katholischen Kirche ab und wurden gleichzeitig skeptisch gegenüber der verfeinerten Zivilisation des Südens und des Westens: gegenüber dem Städtischen, der Lebensart, der Feinschmeckerei.

Doch sollte man sich von der vorübergehenden Vorherrschaft bestimmter Weltanschauungen – Pseudo-Germanentum, orthodoxem Luthertum und Preußentum – nicht blenden lassen. Die Kultur der Städte, die Geselligkeit, das Genussleben, die Gastronomie waren in deutschen Landen stets besser entwickelt als das dürre Gesetz weltfremder Schwärmer oder der Schwarzseher und Misanthropen. Die

Fundamente, die Karl der Große und Otto der Große im frühen Mittelalter durch die Erneuerung des Römischen Reiches im Land nördlich der Alpen gelegt hatten: Humanismus, Christentum, Papsttum, Kaisertum, kommunale Bewegung, waren mindestens ebenso prägend wie die Revisionen durch die Reformation im 16. oder durch den Nationalismus im 19. Jahrhundert im Sog der »Germania« des Tacitus.

Wer eifrig nach deutschen Defiziten der Lebensart und Esskultur sucht, der findet sie. Doch eine solche Suche hat ihrerseits ennuyante, wenn nicht masochistische Züge. Es erscheint ergiebiger, dort anzuknüpfen, wo die Leute etwas von ihrem Metier verstanden. Es gab natürlich Tiefpunkte des Wohllebens, wie durch den Dreißigjährigen Krieg oder die Weltkriege in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, aber die Epochen davor und danach sahen doch anders aus oder zeigten zumindest ein gemischtes Bild. Allein das malerisch am Elbbogen gelegene Dresden, wie es im 18. Jahrhundert unter dem Einfluss römisch-französischer Architektur emporwuchs, überragt von jubelnden Türmen und Kuppeln, präsentierte sich wie zum Genuss des Lebens hergerichtet. Dresden war der Stachel im Fleisch der Miesepeter in Berlin. Den Deutschen ist manchmal gar nicht klar, welch hohe Kultur sie einmal hatten, welch erstaunliche kulinarische Tradition zu entdecken ist. Selbst Tacitus, der gern als Kronzeuge für die bescheidenen Verhältnisse der Germanen wie der Deutschen ins Feld geführt wird, machte die Germanen nicht einseitig nieder, sondern hatte auch Sympathie für sie und stellte fest: »Der Geselligkeit und Gastlichkeit frönt kein anderes Volk ausgiebiger.«⁵

Vielleicht ist es heute der Konsum im Kapitalismus, der die Lebensstile unterschiedlicher Nationen stärker angleicht als früher. Wo sich einigermaßen freiheitliche Politik und liberale Wirtschaftsordnung durchsetzen, erfassen Medien, Werbung, Fernsehen und Internet alle gesellschaftlichen Schichten und formen sie um. Helmut Schelsky hatte schon in den 1950er Jahren den berühmten, provokativen Begriff der »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« geprägt. Pierre Bourdieu erkannte demgegenüber Ende der 1970er Jahre zwar nach wie vor die »feinen Unterschiede« zwischen Großbürgern, Wirtschaftsbürgern, Bildungsbürgern oder Kleinbürgern, aber auch er räumte ein,

dass sich sowohl die Merkmale der sozialen Gruppen als auch die nationalen Eigenheiten stärker als früher verschleifen.⁶

Ulrich Beck wies zwischenzeitlich darauf hin, dass es in der modernen, industriellen Welt »ein kollektives Mehr« an Einkommen, Bildung, Mobilität, Recht, Wissenschaft und Massenkonsum gibt, wodurch ein Prozess der Individualisierung oder der Verselbständigung von Lebenslagen und Lebensstilen ausgelöst wird.⁷ Studenten- und Jugendbewegungen, die 68er, Libertinage, Alternativ- und Ökoszene, Musik- und Kunstmilieu, Pop-Art, Rock und Rap: all das trägt ebenso zum Wandel der Lebensformen bei wie die Angebote von Kapitalismus, Technik, Industrie, Dienstleistung, Gastronomie. Es erscheint unsinnig, den Vertretern der einen oder der anderen Seite, der Off-Szene oder dem Establishment, mögliche gesellschaftliche Fehlentwicklungen einseitig in die Schuhe zu schieben.

Die Kultur des Kapitalismus ist bekanntermaßen paradox. Sie verlangt von den Menschen, wie es Daniel Bell auf den Punkt brachte, tagsüber hart zu arbeiten und abends ausgiebig zu genießen – zuerst fleißig Güter zu produzieren und dann tüchtig zu verschmausen.⁸ Eine geordnete Routine des Alltags soll, wie Eva Illouz sagt, durch eine hedonistisch-kommerzielle Romantik der Freizeit entschädigt werden: durch Autos, Kinos, Restaurants oder modische Kleidung, im Idealfall ergänzt durch geistig-musische und naturhafte Elemente, durch Literatur, Oper, Ausstellung, Stadt, Strand und Berge.⁹ Die Freaks des Computerzeitalters huldigen dem Informellen, Beiläufigen, Schwere-losen, doch die Sphäre des Kapitalismus lässt kaum ein regelloses Leben zu. Ohnehin entdecken viele im Gegenzug zur Luftbaumeisterei des Virtuellen auch das Traditionelle, Bodenständige, Unverfälschte. Eine bloß hochtechnologisierte, hyperkommerzielle Genusswelt wäre doch ein bisschen fad.

Zweifellos ist Deutschland heute anders als früher, nach all den Brüchen in der eigenen Geschichte und schmerzlichen Lernprozessen. Womöglich machte in jüngerer Zeit ein sportliches Großereignis sogar Epoche und ließ ein verändertes Gesicht aufscheinen. Nicht nur die ausländischen Gäste, auch die Deutschen selbst waren von der Atmosphäre bei der Fußballweltmeisterschaft im eigenen Land im *Sommer 2006* verblüfft. Man überzeugte die Weltgemeinschaft nicht nur mit

den gewohnten deutschen Tugenden: mit guter Organisation, Ordnung und Sicherheit – es entwickelte sich auch eine heitere, wenn nicht bezaubernde Atmosphäre. Jeder fieberte mit, auch Leute, die sich sonst nicht für Fußball interessierten; keiner gab den Spielverderber. Die Stadien wie die öffentlichen Plätze, wo die Spiele auf Leinwänden übertragen wurden, Kneipen und Lokale, in denen Fernseher standen, Straßen und Boulevards, alles war voll von Menschen. Man war nett und freundlich zueinander, sprach über die Spiele, war zuversichtlich, was die eigene Mannschaft anbelangte, die flott und beherzt agierte, und gönnte auch den anderen den Erfolg. Die Bundeskanzlerin Angela Merkel und der Fußballkaiser Franz Beckenbauer fielen sich im Berliner Olympiastadion nach einem Spiel vor Freude in die Arme. Die Deutschen zeigten der Welt und sich selbst, dass sie auf sympathische Weise feiern konnten – und zu leben verstanden. Das gute Spiel der eigenen Mannschaft vier Jahre später, bei der Fußballweltmeisterschaft im Sommer 2010 in Südafrika, tat ein Übriges. Irgendwie glauben viele jetzt an deutsche Spielkultur.

Eine Schwalbe mache noch keinen Sommer, könnte man einwenden. Doch es gibt unterschiedliche deutsche Traditionslinien. Da ist das Pseudo-Germanische, das Schwere, die Pedanterie – da ist aber auch der Sinn für das Zivile, Gesellige und Feine. Es erscheint lohnend, Klischee wie Wirklichkeit der Deutschen unter die Lupe zu nehmen, nicht zuletzt, um jene Stränge der Überlieferung zu finden, die hierzulande von jeher dem Zivilen und Städtischen, der Lebensart und Feinschmeckerei entgegenkamen.

Der Begriff des Feinen leitet sich im Deutschen vom Wort *Fee* ab. Das Feenhafte und das Feine, das Zarte wie das Leichte gehören zusammen. Die Verfeinerung meint schlechthin die durchdringende Bearbeitung des Rohen, Groben und Schweren, um Ansprechendes, Geschmeidiges, wenn nicht Zauberhaftes hervorzubringen, bedeutet den Schliff der menschlichen Fähigkeiten, das Urbarmachen der Natur, das Kultivieren von Landwirtschaft und Lebensmitteln, die Gründung von Dörfern und Städten, die Entwicklung von Handwerk, Handel und Industrie, die Pflege von Sprache, Geselligkeit und Gastlichkeit, von freien Künsten und Wissenschaften, von Staat und liberaler Rechtsordnung. Erst auf diesen Stufen der Zivilisation entwickeln sich

feinere Lebensweise und Genussleben. Die elementaren Bedürfnisse der Menschen, Nahrung und Fortpflanzung, gehören so nicht länger dem Reich des Notwendigen, sondern der Sphäre des Angenehmen, Schönen und Menschlichen an: Essen und Trinken, Kleidung und Wohnung, Liebe und Freundschaft, Reise und Spiel.

Der Charakter der Deutschen steht nicht ein für alle Mal fest. Die Deutschen sind eine historisch gewachsene Gruppe, die Neues in sich aufnimmt. Man beschritt von jeher Wege der Verfeinerung, der Kultivierung und Entwicklung – Pfade, die in diesem Buch verfolgt werden, lange Strecken, einschließlich der Vor- und Frühgeschichte nördlich der Alpen, der Anfänge der Deutschen, der Wendepunkte, des Glücks, des Malheurs, der Möglichkeiten.

Zweierlei Mythen der Deutschen: Autorität und Freiheit

Im Jahr 2009 veröffentlichte Herfried Münkler eine Studie über »Die Deutschen und ihre Mythen«. Wenngleich der Titel die Erwartung weckt, als stelle der Autor die wesentlichen Großerzählungen der Deutschen vor, beschränkt sich das Buch hauptsächlich auf jene, die im Schlepptau der »Germania« des Tacitus entstanden, einer antiken Schrift, die erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wiederentdeckt worden war, um im 16. Jahrhundert durch Martin Luther und andere Patrioten verarbeitet zu werden, wiederum beachtet im 18. Jahrhundert durch König Friedrich Wilhelm I. in Preußen, bewundert im 19. Jahrhundert von Mythenschmiedern, die ein Hochgefühl des Nationalen erzeugen wollten.

Die Mythen der Deutschen bilden bei Münkler vornehmlich Stoffe, die eine romfeindliche beziehungsweise antiromanische Phalanx darstellen oder mit vormodernen Ansichten liebäugeln: so die Sage von der Schlacht im Teutoburger Wald als Sieg über die Arroganz der Römer; so die Nibelungen, die im 19. Jahrhundert wieder populär wurden, als Beschwörung von Fluch und Schicksal, Heldenmut und Opfergang; so Kaiser Friedrich Barbarossa als Leitfigur kriegerischer Macht und Herrlichkeit; so Faust als ruheloser Grübler und Metaphy-

siker, der ein Kumpan des Teufels wird; so Nürnberg als Sinnbild altvaterländischer Kunst und emsigen Handwerks; so die Wartburg, wo Luther das Neue Testament übersetzte, als Schutz und Trutz gegen Rom; so nicht zuletzt Preußen als Symbol von Disziplin und Sparsamkeit, Leistungsbereitschaft und Leidenschaft.

Jener andere Strang der Überlieferung: die verfeinerte, ritterlich-höfische Kultur oder das unternehmerische, bürgerlich-patrizische Erbe, das Angenehme und Schöne, das Zivile und Urbane, die Lebensart und Feinschmeckerei: all das tritt in der Münkler'schen Sammlung der deutschen Mythen nur beiläufig in Erscheinung. Kein Wort über den anfänglichen Luxus auf der Wartburg! Kein Wort über die bemerkenswert liberale, republikanisch-patrizische Verfassung von Nürnberg im späten Mittelalter und in der Renaissance! Das ist wirklich nicht fair. Die Geschichte der Verfeinerung, um es zu wiederholen: der Schliff der menschlichen Fähigkeiten, das Urbarmachen der Natur, das Kultivieren von Landwirtschaft und Lebensmitteln, die Gründung von Dörfern und Städten, die Entwicklung von Handwerk, Handel und Industrie, die Pflege von Sprache, Geselligkeit und Gastlichkeit, von freien Künsten und Wissenschaften, von Staat und liberaler Rechtsordnung: all das kam nach Münkler in den nationalen Mythen der Deutschen kaum vor.

Die Groß Erzählungen, die Münkler präsentiert, orientierten sich an einer bäuerlich-kriegerischen Gesellschaft, wie sie Tacitus in seiner »Germania« beschrieb, oder an einer kriegerisch-ritterlichen Gemeinschaft, wie sie die Nibelungen darstellten, an einer Welt, in der es noch keine rechte Vorstellung vom friedlichen Zusammenleben mit den Nachbarn gab, in der man noch nicht an eine Balance zwischen Streben und Genießen glaubte. Man stellte sich in den von Münkler gesammelten Mythen auf Angriff oder Verteidigung ein, auf Beutemachen und Überleben, Kraftmeierei und Entbehrung, schwarze Magie und titanisches Freiheitsgefühl. Diese altertümlichen Sagen waren eigentlich weder mit der Blüte der freien Reichs- und Hansestädte im 16. Jahrhundert noch mit dem hochentwickelten Industriestaat des Wilhelminischen Kaiserreiches oder der Weimarer Republik vereinbar. Deutschland war im Kern von jeher moderner als die finsternen Ideologien, die man darüberkleisterte.

Weil Münkler eine parallele Spur der Verfeinerung übersieht oder nicht für relevant für die jüngere deutsche Geschichte hält, ist er mehr oder minder ratlos. Er gibt sich überzeugt, dass jede Nation politische Mythen braucht, die beflügeln, erkennt jedoch, dass die Großerzählungen, die sein Buch wiedergibt, größtenteils mit dem Irrsinn des Nationalsozialismus untergegangen sind. Er weist selbst im Einzelnen nach, wie Hitler oder Goebbels den nationalen Mythen à la Germania wortwörtlich folgten. Der Leser versteht, woraus sich Hirngespinnste der Nationalsozialisten speisten. Insofern ist Münkler auch ein Aufklärer. Nichtsdestoweniger möchte er aus der Mythenreihe à la Germania wenigstens den preußischen Mythos retten, weil Münkler offensichtlich nicht recht spürt, dass schlicht ein Paradigmenwechsel der Mythen notwendig ist, der sich hierzulande seit 1945 ohnehin vollzieht: ein Wandel von der *Autorität zur Freiheit*, vom *Archaismus zur Wohlfahrt*.

Wahrscheinlich laufen alle menschlichen Lebensformen auf diese zwei Möglichkeiten hinaus: erstens auf einen *aristokratisch-autoritären Heroismus* oder zweitens auf eine *friedliebend-liberale Bürgergesellschaft*. Die Vertreter des heroische Daseins geben sich hart gesotten, stoisch, schicksalsgläubig, nehmen das Leben tragisch-dialektisch, glauben an die ewigen Pendelschläge zwischen Freud und Leid, Glanz und Elend, wollen dabei Großes bewirken, halten an der Notwendigkeit des ewigen Wettrüstens, des ewigen Kampfes fest, an eisernem, kühnem Handeln, an der Überflügelung der Rivalen, um die eigene Tatkraft, Leidenschaft und Herrscherbegierde zu befriedigen, huldigen einer quasinaturalistischen Ordnung zwischen Herr und Knecht, Freund und Feind, ganz so, als sei eine Politik von Macht, Ruhm und Ehre das Selbstverständlichste auf der Welt. Die Vertreter der bürgerlichen Gesellschaft geben sich hingegen sehnsuchtsvoll-sentimental, strebsam, fortschrittsgläubig, nehmen das Leben als offenen Prozess, der sich ausbalancieren lässt, glauben an die Verbesserung der Zustände im Rahmen des mittleren Maßes, halten an der Idee von der Wohlfahrt des Staates fest, an Handel und Verkehr, Mode und Vergnügen, wünschen sich, dass die eigene Schaffenskraft, Kreativität und Genussfreude freie Bahn habe, huldigen einer zivilisatorischen Ordnung der Verständigung und des gegenseitigen Respekts, der Freiheit und

des Rechts, ganz so, als sei eine Politik von Common Sense, Komfort und Glück das Selbstverständlichste auf der Welt.

Schon Homer hatte vor fast dreitausend Jahren beide Lebensformen gekannt: den aristokratisch-autoritären Heroismus eines Achill in der »Ilias« wie die friedliebend-liberale Bürgergesellschaft der Phäaken in der »Odyssee«. Für den Dichter wuchs das Letztere aus dem Ersteren heraus, während dieser Wandel in der Wirklichkeit einen langen Prozess darstellt. Bis heute gibt es keine strikte Trennlinie zwischen Autorität und Freiheit: zwischen *Held* und *Bürger*. Selbst in der modernen Demokratie findet man in allen Berufszweigen noch Musterexemplare des urzeitlichen Helden, oft in Führungspositionen – und wahrscheinlich ist Hollywood deshalb so erfolgreich, weil es nach wie vor Heroen hervorzaubert. Auffällig, wie viele Hollywoodstars, häufig mit ausgeprägter Kinnpartie, eine Knarre in der Hand haben.

Für den Helden ist die Welt einfach. Er glaubt an den zynisch-metaphysischen Satz des Heraklit: Der Krieg sei der Vater aller Dinge – ohne je zu überprüfen, ob das denn stimme. Anscheinend göttliche Wahrheiten der Natur werden ohne Federlesens auf die Geschichte und das menschliche Zusammenleben übertragen. Das Gesetz lautet: Der Stärkere setzt sich durch. Für den modernen Bürger ist die Welt dagegen etwas komplizierter. Der kritische Zeitgenosse kennt keine absoluten Maßstäbe, sondern nur relative Wahrheiten. Natur und Geschichte spielen zwar ineinander, folgen aber nicht unbedingt denselben Regeln. Das Motto lautet: Der Klügere gibt nach – und kommt weiter. Vielleicht käme es darauf an, beides zu verbinden: Stärke mit Klugheit, Schaffenskraft mit Verständigungsfähigkeit, Mut mit Mitgefühl, Dulden mit Handeln, Streben mit Genießen, um eine menschlichere Gesellschaft hervorzubringen.

Herfried Münkler übernimmt die Rolle des *Advocatus Diaboli* und kann seine Sympathie für das asketisch-autoritäre Preußen nicht verhehlen: »Was dem Land an natürlichen Ressourcen und Wirtschaftskraft fehlte, hat es durch Humankapital wettgemacht, durch Disziplin und Tüchtigkeit, Sparsamkeit und Zähigkeit, durch ›Sekundärtugenden‹ also.«¹⁰ Gut gebrüllt, Löwe! möchte man sagen. Doch schon das Wort »Humankapital« klingt fürchterlich, als seien Menschen bloße